

Draußen herrschte Winter. Seit zwei Tagen schon riefte ein seiner Schne herunter, und wer nicht sein Heim zu verlassen brauchte, blieb im warmen Zimmer, denn es war draußen bitter kalt. Unter dem weit vorspringenden Dach eines Nebengebäudes, welches mit dem Hauptgebäude in einer Hauptverkehrsstraße der süddeutschen Universitätsstadt O. lag, hockte eine Anzahl Spaziergänger aufgeplustert auf einer an die Wand gehängten Leiter und lachte von Zeit zu Zeit ein lautes „Tschip! Tschip!“ ertönen, oder äugte nach einem gegenüber im Hauptgebäude gelegenen Fenster hinauf, aus dem ihm heute schon mehrere Male von einem bloß u. kränklich ausschauenden Manne eine Hand voll Brocken zugeschossen worden war. Das laute Gelächter, mit dem die Spaziergänger ihre Anwesenheit verrückten, hatte endlich den Erfolg, daß sich wieder das Fenster öffnete u. mehrere Stücke einer Semmel in den Hof hinunterstoben, welche für sie das Signal einer regelrechten Rauferei um die Lederbücher bedeutete.

„Ja, ja, Ihr seid auch so eine Art Proletarier in der Vogelwelt,“ murmelte der Mann, der ihnen die Semmelsüßchen zworwurz, „denn während die meisten Eures Geschlechts im Herbst gen Süden ziehen und dort den Tisch gedeckt finden, müßt Ihr Euch hier im kalten Norden lämmisch durchschlagen. Daher röhrt auch wohl Euer Hass gegen die anderen Sänger der Lust und Eure Verbindung zu gräßigeren Schwärmen, welche viele Eures Geschlechts jüngten, u. Eure grenzenlose Freiheit und Raufucht.“ Sinnend schloß der Mann, in dem wir Fritz Wolters, alias Dr. Scholle wieder erkennen, das Fenster und setzte sich an seinen Redaktionstisch, um den letzten Artikel für das am Nachmittage erscheinende Blatt schnell fertig zu schreiben, denn an der Thür wartete bereits der Sekretär darauf.

Als sich der Lehrling entfernt hatte, nahm Dr. Scholle einige Briefbogen zur Hand und breitete sie vor sich aus. Dann tauchte er nachdenklich die Feder ein und ließ dieselbe über das Papier gleiten. Er schrieb:

„Mein liebster väterlicher Freund! Seit drei Tagen sitze ich wieder am Redaktionstisch. Sie und Ihre Damen werden mich gewiß längst zu denjenigen Männern geworben haben, die bei einer Abreise alles verabschieden und mit dem Besteigen des Eisenbahnwagens bereits alles Versprochene wieder vergessen haben. Gott sei Dank, brauche ich wegen der Thatache, daß ich Sie vier Wochen lang ohne Nachricht ließ, nicht zu den gewöhnlichen Entschuldigungsgründen, wie Überbildung mit Arbeit, unvorsichtige Reise und dergl. meine Zuflucht zu nehmen, sondern ich hoffe, sogleich Ihre und Ihrer Damen Verzeihung zu erlangen, wenn ich Ihnen schreibe, daß ich in diesen vier Wochen in einem kleinen bayerischen Orte schwer an Typhus erkrankt gelegen habe und erst vor vier Tagen als Recovorecent mit der Bahn nach hier zurückgekehrt bin. Der Arzt hat mir noch jede geistige Tätigkeit verboten; aber das ist leichter gesagt, als ausgeführt, denn seitdem ich mich wieder auf meine Füße verlassen kann, steigert sich bei mir auch das Verlangen nach Beschäftigung. Ich habe zu den Berichten über meine Erlebnisse, welche ich Ihnen ja so ziemlich alle acht Tage überwandte, nur wenig hinzuzufügen. Die letzten Tage vor Ausbruch meiner Krankheit arbeitete ich in einer Fabrik, in welcher vorzugsweise Schlosser angefertigt werden — entsetzlicher Schund war das, das ganze Dutzend schon zu zwei Mark. Wenn man sieht, wie derartige Gegenstände duzentwölfe in den Fabriken zusammen geslopft werden, dann versteht man die Klage des Handwerkers, daß die Fabrikarbeit sie ruiniert und die Erzeugnisse des ehrbaren Handwerks gegen die billige Schwindelware aus den Fabriken vergebens kämpfen, weil diese, oft überhaupt für den Gebrauch ganz ungeeignet und daher für das billige Geld noch zu teuer, durch ihren niedrigen Preis und schändbare Bediegenheit den Leuten besser in die Augen stechen. Wo unsere Industrie wirklich Gediegene erzeugt, da stehen die hohen Preise oft in gar keinem Verhältnisse zu dem verbrauchten Rohmaterial und den Arbeitskosten, besonders wenn es sich um Gegenstände handelt, auf die man sich ein „Patent“ hat geben lassen. Es ist bedauerlich, daß die Kunst des Malers, Bildhauers, Architekten u. der schönen Profitswirth des Kapitals und des Großbetriebs insofern Vorspanndienste leistet, als sie oft der trostlossten Schwindelware Form und Schönheit verleiht und dieser dadurch erst zum Schaden des Käufers Abhängigkeit verleiht. Und während die Herren Actionäre oder der „Herr Fabrikant“ oft auf einem einzigen Gebrauchsgegenstande Hunderttausende u. Millionen verdient, hungert der Künstler und Arbeiter. Sind das gesunde Zustände in unserm Erwerbsleben? Nein, gewiß nicht! Während früher der intelligente Weiser, der nach jahrelangem Fleische die Welt mit einer wichtigen Neuerung oder bahnbrechender Erfindung in seinem Fach überraschte, auch die Früchte seines Fleisches erntete, bemächtigte sich heute das Kapital, der Geldmensch, jener und besteuerte sie für sich aus. Ein Beispiel dafür ist das Schicksal meines armen Vaters, der trotz der epochenmachenden Erfindung, von der ich Ihnen erzähle, verarmt starb, während ein Unterer reich davon wurde. Wohin wir bei diesem Vermählungsprozeß kleiner Existenz noch gerathen — wer weiß es! In Amerika bezeichnet man den Mann, der in kurzer Zeit ein Vermögen zusammenrafft, als „smart“ (auf deutsch: gerissen) und bei uns wüßt nicht selten denjenigen, der die „Conjuncturen“ an der Börse oder im Geschäftsbüro schlau ausnutzte, der Commerzienratthüttel. Nach dem Ruin vieler kleiner Existenz, welche entweder bei dem gelungenen Trick an der Börse einblühten, oder durch das neue Unternehmen des Einzelnen ihr Geschäft zu Grunde gerichtet seien, oder nach der gewissenlosen Ausnutzung der bei der herrschenden Arbeitslosigkeit billig zu habenden Arbeitskräfte fragt Niemand, wenn der „ferne“ Unternehmer nur äußerlich den Biedermeier herauszuhangen versucht. Obwohl ich nach meiner Abreise von dort nur vier Wochen „auf der Walze“ war, habe ich doch so viel Material für meine sozialpolitische Arbeit gesammelt, daß ich dieselbe wohl in Buchform veröfentlichen müßte; für eine kurze Broschüre ist's zuviel. Ja, es ist wahr, was die politischen Skeptiker behaupten, daß sich in allen Schichten sowohl des Mittel- wie auch des Arbeitersstandes ein gehäuftes Maß von Unzufriedenheit angehäuft habe. Und was das Schlimmste ist, die Unzufriedenheit ist fast durchweg berechtigt.“

(Fortsetzung folgt.)

Beim Hoffmeister.

Erzählung von Wilhelm Appelt.

(1. Fortsetzung.)

„Die Demütigung, die mich heut' getroffen, wollte ich ja gern verschmerzen, denn Du hast mir durch Deine Kindes-

liebe reichen Ersatz dafür geboten.“ sagte er, nachdem er sich wieder gefaßt. „Aber der Kummer, woher ich eine neue Uniform nehmen soll, um vor den Kaiser treten zu können, und doch ist seine Gerechtigkeit allein im Stande, uns zu retten. Woher aber soll ich das Geld zur Anschaffung einer Uniform nehmen, damit man Deines Vaters nicht mehr spotten kann? Wenn es noch einmal geschieht, bricht es mir das Herz!“

Wieder bedeckte plötzlich die glühende Röthe des Hornes und der Scham seine Stirn. Stumm ging er hinaus und bald verhallten seine Schritte auf der Treppe.

Wie Schwerter hatten seine letzten Worte das Herz der Tochter durchwältigt. Ihr Vater verachtete und verhöhnte, ihr edler Vater! Sein heures Haupt vor Schmach u. Schande gebeugt zu sehen, das ertrug sie nicht. Woher aber Hilfe, woher Rettung drohen? Rings um sie gab es nur fahle Wände und nichts Werthvolles war mehr in ihrem ganzen Besitz, und geborgt bekam ihr Vater die Uniform ja nicht, denn längst schon hatte der Schneider, als er die traurigen Verhältnisse sah, es verweigert, auf Kredit zu liefern.

Sollte sie vielleicht ihren Leopold bei seiner Rückfahrt bitten, daß er ihrem Vater Kleider laufe? Nein, nein! Dies zu thun, wäre sie nicht im Stande gewesen.

Aber auch nicht das Geringste gab es, was noch einigen Werth besaß, und nur ein Spiegel an der leeren Wand gehörte an entschwundene bessere Zeit. Auch dieser würde längst verlaufen sein, wenn nicht ein großer Sprung denselben werthlos gemacht hätte.

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als könne sie damit alles Leid verwischen. Plötzlich blieb dieselbe auf den Wellen ihres blonden Haars ruhen und gleich darauf befreite sie es aus den vollen Flechten, und als ein leuchtender Mantel umfloss es ihre Gestalt, fast bis zur Erde niederwallend.

Diese Blöße begann Augustens Gesicht zu überziehen, während ihre Augen zugleich in edlem Feuer strahlten.

„Sie tragen wirtliches Gold auf Ihrem schönen Köpfchen, Mademoiselle, denn Ihr prächtiges blondes Haar, das in so seltener Fülle und Länge Ihr Haupt schmückt, ist Goldes werth. Ich selbst würde Ihnen dafür sofort zwanzig Dukaten bieten.“ So hatte der Hoffmeister vor längerer Zeit, als sie eine Kleinigkeit bei ihm kaufte, zu ihr gesprochen, und diese Worte wollten ihr nicht mehr aus dem Gedächtnis.

„Niemand soll mehr meines guten, edlen Vaters spotten!“ rief es jetzt in ihr. „In einer neuen Uniform soll er vor den Kaiser treten können und nicht in banger Scham das Gesicht zu Boden schenken müssen, wenn er an Bekannten aus besserer Zeit vorübergeht. Zwanzig Dukaten reichen dazu aus, und eine kleine Summe bleibt selbst noch übrig!“

Rasch holte sie eine Scheide vom Tische und fuhr mit derselben dicht am Kopfe an die Haare.

„Mächtiger als wie mit ehemalen Ketten bin ich durch Deine blonden Locken an Dich gefesselt, die ein Band um mich gewoben haben, das unzertrennbar ist!“ hatte Leopold beim Scheiden ihr gesagt. Da hielt sie einen Augenblick inne und schmerlich zuckte es durch ihr Herz. Aber auch nur einen einzigen Augenblick, dann fiel schon eine volle, lange Welle ihres Haars unter der Schere. Nach wenigen Minuten lag die leuchtende Zier am Boden und mit furgeschlittenem Haar stand sie vor dem Spiegel und blickte ihr verändertes Bildnis darin an. In diesem Purpur flammte es da in heißer Scham über ihr Gesicht. Aber Neus fühlte sie nicht über ihre That, sondern eine fast selige Freude durchzog ihre Brust und ein leises Lächeln umspielte ihren Mund.

Sollte dieser Handlung wegen, die sie jetzt begangen, ihr Leopold sie nicht mehr lieben und fortan nichts mehr von ihr wissen wollen? „Nein, nein!“ jubelte es in ihrem Herzen auf, „er ist ja zu gut und edel, um mir diese That der Kindesliebe als Verbrechen anzurechnen!“

Glück und Frohsinn hielten seit langer Zeit zum ersten Mal wieder Einkehr in ihrem Herzen, während sie mit einem leichten Tuche sich den Kopf umwand, damit man nicht den Verlust ihrer Haare bemerkte, die sie nun sorgsam vom Boden auflas und mit Papier umhüllte. Dann richtete sie sich schnell zum Ausgehen, und schlug den Weg zum Hoffmeister ein.

2.

Eilig ging sie in ihrem ärmlichen Kleide, das Päckchen mit den Haaren an die Brust gepreßt, der inneren Stadt zu, wo der Hoffmeister sein Geschäft hatte. In demselben verkehrte fast nur Kunden aus der höchsten Aristokratie, ja selbst Kaiser Joseph II. erschien öfters, um an seiner Freizeit etwas richten zu lassen, oder um einige Zeit mit dem Hoffmeister zu verplaudern, dem er seines ehrenhaften Charakters, seiner Klugheit u. Verschwiegenheit wegen wohl gewogen war.

Doch als sie nun in die Nähe des Geschäftes kam, wurde ihr Hange zu Muthe und sie begann zu fürchten, daß der Hoffmeister sein Versprechen nicht einlösen werde; allein schnell verwarf sie diesen Gedanken, wußte sie doch selbst recht gut, daß schöne Haare stark begehrt wurden und deshalb auch hoch im Preise ständen. Eine gewisse Furcht blieb aber doch zurück, und nur mit Zagen betrat sie endlich den Laden des Friseurs.

Das mit hohen Spiegeln versehene Zimmer war prächtig ausgestattet und gleich eher dem Prunkgemach eines Fürsten, als einem Friseuralon; die vornehme Kundenschaft bedingte jedoch diesen Luxus.

Auguste wurde durch diesen Glanz und Schimmer noch mehr verschüchtern; doppelt armelig erschien sie sich in dieser Umgebung und kleinlaut sang ihr Gruss. Als sie die Augen aufschlug und nach jener Richtung blickte, woher ihrem Gruss freundliche Erwidерung geworden, erschafte sie Enttäuschung, denn nicht der ihr wohlbekannte, stets sehr elegante Hoffmeister war es, der als einziger Anwender im Hintergrund des Zimmers stand, sondern ein gänzlich fremder Mann in einem einfachen grauen Überrock. Mit vor Aufregung zitternder Stimme fragte sie, ob der Hoffmeister nicht zu sprechen sei und ob derselbe nicht bald erscheinen werde, da sie in einer dringenden Angelegenheit gelommen wäre; dann fragte sie auch noch in ihrer Verwirrung und in ihrem Wunsch, bald möglichst an ihr Ziel zu kommen, den im Zimmer Weilenden, ob er vielleicht im Geschäft angestellt sei.

Da blitzte es schallhaft über das freundliche Gesicht des hohen schlanken Mannes und lächelnd entgegnete er: „Allerdings, ich bin der Geschäftsführer des Hoffmeisters, und da dieser lange ausbleiben dürfte, gern bereit, jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen!“

„Mein Anliegen ist aber so eigenhümlicher Natur, daß ich dasselbe doch lieber dem Herrn Hoffmeister selbst mittheilen möchte.“ meinte sie jetzt wieder in ihrer großen Verlegenheit.

„Mademoiselle, ich bitte Vertrauen zu mir zu fassen, denn ich besitze die Vollmacht zur Erledigung eines jeden Geschäfts.“ Und als der angebliche Vertreter des Hoffmeisters Augustens Schwanen und Kämpfen sah, redete er ihr noch weiter herzlich zu, und aus seinen Augen sprach so viel Herzengüte, daß findliches Vertrauen zu dem fremden Mann ihr Herz zu erfüllen begann und sie länger sein Hebt daraus mache, was sie hergeführt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Germischte Nachrichten.

— „In schönster Weise!“ Das Wiener Tagblatt erzählte folgende Anekdote: „Der verstorbene König von Württemberg hatte einen Privat-Sekretär, der sich vom Dorfschind durch besondere Anständigkeit und Bindigkeit zu dieser Stellung emporgearbeitet hatte und, obwohl in Rede und Haltung das bürgerliche Wesen oft genug verrathen, trotzdem ja vielleicht gerade deshalb das Vertrauen des alten Königs genoß, der ihn gern zu allerlei persönlichen Aufträgen und besonders intimen Missionen verwendete. So lief er ihm denn auch eines Tages kommen, um ihn in besonderer Beziehung nach Frankfurt a. M. zu führen, wo damals noch der Bundestag residirte. Württemberg war auf demselben durch Freiberry v. Linden vertreten, den späteren nachmährischen konstitutionellen Minister, der den konserватiven Staatsmännern des Worms als ein höchst anrüchiger Liberaler galt. Fürst Metternich hatte schon zu wiederholten Malen seinen Unwillen über die freisinnigen Anwendungen fundgegeben, deren sich das räudige Bundestags-Schaf schuldig machte, und König Wilhelm, so sympathisch ihm der Baron persönlich war und so sehr er insgeheim mit ihm übereinstimmte, erkannte es doch als möglich, in allzu schroffen Gegensatz zu dem Gewaltigen in Wien zu gerathen. Er hatte also die Abberufung Lindens beschlossen. Doch sollte dieselbe, um den ihm so wertbaren Staatsdiener nicht zu verlegen, in schönster Weise unter Vermeidung jedes Scheins einer Ungnade geschehen. Der Privat-Sekretär sollte also in direkter Mission des Königs ihm zuerst ganz direkt und in zartester Form auf den nothwendig gewordenen Entschluß vorbereiten und ihm der ungemeindene Huld des Monarchen versichern, sowie daß sich derselbe seine Wiederwendung im Staatsdienste vorbehalte. Das alles legte der König seinem Vertrauensmann auseinander u. händigte ihm das Entlassungs-Dekret ein, welches dem Staatsmann in Frankfurt nach vorausgangener entsprechender Präparirung übergeben werden sollte. „Aber ich bitte Eure Majestät zu erwägen,“ erlaubte sich der Sekretär zu bemerkten, „daß Baron Linden ein sehr aufwallender Herr ist und stark in die Höhe gehen wird.“ „Daran, mein Liebster, schicke ich Sie ja eben hin, weil ich will, daß Sie dem zuvorkommen und ihm die Sache in befriedigender Weise beibringen.“ Der Privat-Delegirte reiste ab, kam in Frankfurt an und ließ sofort bei Herrn v. Linden anfragen, wann derselbe geneigt sei, ihn zu empfangen, da er ihm einen Spezial-Auftrag des Königs mitzuteilen habe. Der habsburgische Bundestags-Gesandte wartete aber den Besuch des Königlichen Mandators gar nicht ab, sondern stürmte sofort zu demselben hin. „Gut, daß Sie da sind,“ brauste er her vor, „ich habe eben eine Beschwerde nach Stuttgart senden wollen. Alle meine Schritte werden von dort durchkreuzt, ich werde beständig desavouirt, und ich habe Seiner Majestät vorstellen wollen, daß, wenn das nicht gründlich anders wird, ich mich gezwungen sehe zu gehen, auf meiner Entlassung zu bestehen.“ „Da ist sie schon!“ platzte der andere heraus und zog das Entlassungs-Dekret aus der Tasche. Das war die diplomatische Weise, die Königliche Postschafft dem Adressaten söniglich mitzuhelfen, zu welchem Gebüse der Ueberbringer express mit der heikeln Mission betraut worden war.“

— Eine Mahnung an die deutschen Frauen. Die schauspielerische Mode, Vogel-Leichen auf dem Hute spazieren zu führen, hat noch immer nicht ihr Ende erreicht. Die Gedankenlosigkeit, Gemüthslosigkeit und Pugnac, die hierbei zu Tage tritt, ist noch immer da. Wir erbauen schon wiederholt unsere Stimme gegen die niedertägliche Mode; darum sei auch einer neuen Klage Raum gegeben, die uns in deutschen Blättern begegnet. Unlängst hat eine Pariser Firma 20,000 Stieglitz und andre unserer schönen gefärbten Singvögel „im Auftrag gegeben“. Das läßt erkennen, daß im kommenden Winter wieder der Vogelaufzug in Mode kommen soll. Diese Mode hat den ungeheuren Reichthum an farbenprächtigen Vögeln in den südlichen Zonen nahezu erschöpft, und zwar in der kurzen Zeit von etwa 30 Jahren! So lange ist es her, daß geldgierige Geschäftleute auf den Einfall kamen, die Modethorheit der Frauen sich nutzbar zu machen und einen neuen, früher nur bei den Wilden üblichen Vogel in Mode zu bringen. In 25 Jahren sind ungefähr 3000 Millionen Kolibris, Paradiesvögel u. s. w. für Modezwecke geopfert worden. In England allein beträgt die Einfuhr jährlich 25–30 Millionen Stück, für das übrige Europa etwa 150 Millionen. Was bekannt Naturforscher schon vor Jahren prophezeit haben, ist eingetroffen: die in West- und Ostindien, im südlichen Amerika, an der Koralle Asiens u. s. w. heimischen, wunderbar schönen Vogelarten, die das Entzücken aller Reisenden waren, die sind ausgerottet oder dem Verschwinden nahe. Der Appell hochstehender Gelehrter an die Frauen aller zivilisierten Länder, abzulassen von einer so ruchlosen und gemeinhäßlichen Mode, war vergeblich. Die Schilderung der unsäglichen Qualen, unter denen die armen Vögeln gefangen und getötet werden, blieb ohne Wirkung auf das weibliche Gemüth. Ebenso wenig fanden die Aufrufe verständiger, edler Frauen Gehör. Nun steht die Gefahr der Ausrottung unserer eigenen Vögel bevor. Wenn in 25 Jahren der ungeheure Vogelreichthum der südlichen Zonen erschöpft werden könnte, so wird der ohnehin zusammengebrochene Bestand unserer insektenvertilgenden Vögel in noch viel kürzerer Zeit verschwunden sein. Es wäre doch für unsere Forst- und Feldfultur ein unerheblicher Verlust. Dieser Gefahr muß auf's Energischste begegnet werden. Unvergängliches Einbrechen der Gesetzgebung ist hier geboten. Das Gesetz vom 1. Juli 1888 gewährt nicht hinreichenden Schutz, da es wohl den Fang der südlichen Vögel verbietet, aber nicht den Handel mit ihnen. Ein Verbot des Verkaufs von Vogelhäuten zu Modezwecken scheint durchaus geboten.